

Hamburgische Universität

Reden,

gehalten zur Feier des Rektorwechsels
am Dienstag, dem 14. November 1922



Verlag von C. Boyfen / Hamburg 1923

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
Bericht über das Geschäftsjahr 1921/1922 von dem Prorektor Geheimrat Professor Dr. Hermann Kümmell	7
Rede über deutsche Altertums- und Volkskunde von dem Rektor Professor Dr. Otto Lauffer	21
Ansprache des Vorsitzenden der Studentenschaft, cand. iur. Otto Möller	41

Vorwort.

Die akademische Feier der Rektoratsübergabe der Hamburgischen Universität für das Geschäftsjahr 1922/1923 fand am Dienstag, dem 14. November 1922, in der Musikhalle statt, nachdem die Rektoratsgeschäfte bereits am 1. Oktober von dem neugewählten Rektor, Dr. Otto Lauffer, ordentlichem Professor für deutsche Altertums- und Volkskunde, übernommen waren. Zur Teilnahme an der Feier hatten Rektor und Senat der Universität den Senat und die Bürgerschaft Hamburgs, ferner die Vertreter der Reichs- und Landesbehörden, die Vertreter fremder Staaten, soweit sie mit deutscher Wissenschaft freundschaftlichen Verkehr unterhalten, endlich die Vertreter der Nachbarstädte und die Freunde der Universität eingeladen.

Die Feier wurde, wie im Vorjahre, eingeleitet und beschlossen durch einen Orgelvortrag des Organisten und Leiters des St.-Michaelis-Kirchenchors, Herrn U. Sittard. Die bei der Feier gehaltenen Reden verteilten sich in der Weise, daß zunächst der Prorektor den Geschäftsbericht über das abgelaufene Jahr seiner Amtstätigkeit erstattete, darauf der Rektor eine akademische Rede über die von ihm vertretenen Wissenschaften der deutschen Altertums- und Volkskunde hielt, und endlich der Vorsitzende der Studentenschaft eine kürzere Ansprache an die Versammlung richtete.

Der Rektor gab Kenntnis von zwei Preisaufgaben, für die der Verein für das Deutschtum im Auslande, Ortsgruppe Hamburg, je einen Betrag von dreitausend Mark zur Verfügung gestellt hat. Folgende Themen sind zur Bearbeitung gestellt:

1. Von seiten der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät:
„Die Heranziehung der Auslandsdeutschen zu den deutschen Personalsteuern.“ (Ihre Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit soll kritisch gewürdigt werden.)

2. Von seiten der Philosophischen Fakultät:

„Die Entwicklung der brasilianischen Schulpolitik gegenüber den deutschen Siedlungen des Landes, insbesondere seit Ausbruch des Weltkrieges.“

Zur Preisbewerbung sind sämtliche immatrikulierten Studierenden der Hamburgischen Universität zugelassen. Die Verkündigung des Urteils über die bis spätestens 15. August 1923 abzuliefernden Arbeiten erfolgt durch die beteiligten Fakultäten bei Gelegenheit des nächsten Rektorwechsels.

Ehrungen, die durch die Fakultäten verliehen sind, wurden wie folgt bekanntgegeben:

Die Medizinische Fakultät verlieh die Würde eines Ehrendoktors der Medizin den Herren Professor Dr. H. Driesch, Leipzig, und Roderich Schlubach, Kaufmann in Hamburg.

Von seiten der Philosophischen Fakultät wurde Herr Senator Justus Strandes, Hamburg, zum Ehrendoktor der Philosophie,

von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät Herr Dr. Victor Hensen, Professor an der Universität Kiel zum Ehrendoktor der Naturwissenschaften ernannt.

Hochgeehrte Anwesende! Werte Herren Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

Mit aufrichtiger Dankbarkeit empfangen ich die Kette, die das Vertrauen meiner Herren Kollegen mir auf die Schultern legt. Ich erblicke in derselben nicht in erster Linie ein Amtszeichen, denn der Rektor vollzieht weitaus die meisten seiner Amtsgeschäfte ohne sie. Ich betrachte sie als das Kleinod der Universität in demselben Sinne, in dem wir auch sonst im Kreise der genossenschaftlichen Denkmäler Kleinodien verschiedener Art kennen. Die Kette ist das Symbol der Universität, und wo sie auf den Schultern eines rechtmäßig dazu berufenen Trägers erscheint, da ist dem eigentlichen Sinne nach die ganze Universität vertreten.

Ein solcher Zustand verpflichtet. Er verpflichtet sowohl nach der Seite würdiger Repräsentation wie nach der Seite wissenschaftlicher Leistungen. Dessen sind sich meine Herren Vorgänger, die berufen waren, die Geschicke der jungen Hamburgischen Universität zu leiten, immer bewusst gewesen. Das will auch ich während meiner nunmehr beginnenden Amtszeit dauernd im Auge behalten.

Wenn ich mich der Erfüllung dieser Verpflichtungen heute zum ersten Male unterziehe, so kann meine Aufgabe vorläufig nur in dem einen bestehen, daß ich meinem unmittelbaren Amtsvorgänger den Dank der Universität ausspreche. In demselben Jahre, in dem Sie, sehr geehrter Herr Kimmell, unter der reichsten Fülle von Anerkennungen und Beglückwünschungen in das achte Jahrzehnt Ihres Lebens eintraten, in derselben Zeit, in der Sie zum Wohle der leidenden Menschheit unermüdet weiter Ihre geschickten Hände rührten, haben Sie sich bereit finden lassen, auch die Amtsgeschäfte des Rektorats

auf Ihre Schultern zu nehmen. Mit rüstiger Kraft und mit der abgeklärten Ruhe des erfahrenen Mannes haben Sie das Schifflein der Hamburgischen Universität durch Wind und Wellen unserer sturmbewegten Zeit sicher hindurchgeleitet. Dafür Ihnen an dem heutigen Tage noch einmal den aufrichtigen Dank Ihrer Kollegen aussprechen zu dürfen, ist mir eine besondere Freude und Ehre.

Was ich nun im übrigen in dieser feierlichen Stunde zu sagen habe, darüber kann für mich ein Zweifel nicht bestehen. Nach eigenem Wunsche ebenso wie nach althergebrachtem akademischen Brauche rede ich von den Wissensgebieten, deren Vertretung in Lehre und Forschung mir übertragen ist. Ich rede von deutscher Altertums- und Volkskunde. Und es sind besondere Gefühle der Dankbarkeit und der Freude, die mich von vornherein dabei bewegen, denn — so merkwürdig es für den Deutschen unserer Tage auch erscheinen mag — die Geschichte der Wissenschaften hat es mit sich gebracht, daß bis heute noch niemals vorher auf deutschen Hochschulen ein Ordinarius für deutsche Altertums- und Volkskunde eine Rektoratsrede gehalten hat. Ja, noch mehr: Hamburg ist auch heute noch die einzige deutsche Universität, die einen eigenen Lehrstuhl für diese Fächer besitzt. Wie das möglich wurde, werden wir gleich sehen.

Im Grunde genommen ist die Wissenschaft der deutschen Altertums- und Volkskunde ebenso alt wie die Wissenschaft vom Deutschtum, wie die Germanistik überhaupt. Gleich dieser ist sie auf dem Boden der Romantik erwachsen. Mit ihr sieht sie zu Jakob Grimm in dankbarer Verehrung als zu ihrem eigentlichen Begründer hinaus. Sie hat ein gutes Recht dazu, denn Jakob Grimm zog auch sie mit Bewußtsein voll in seinen Arbeitsbereich hinein. Für seine umfassende Anschauung gehörte in das Gebiet der Germanistik alles, was überhaupt für die Geschichte des Deutschtums irgendwie Auskunft zu geben vermag. So vereinigte er auf den von ihm geleiteten Germanistentagen zu Frankfurt im Jahre 1846 und zu Lübeck im Jahre 1847 nicht nur die Erforscher der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte, wie seinen Bruder Wilhelm Grimm, Ludwig

Uhland, Karl Lachmann und Moriz Haupt, sondern auch Historiker wie Ernst Moriz Arndt, Perz, Ranke, Dahlmann, Gervinus, Ad. Schmidt und Lappenberg, ebenso auch Rechtshistoriker wie Mittermaier, Krensch, Wilda, Beseler und Euler unter seinem Szepter. Auch der heute vielfach falsch oder ungenügend eingeschätzte Begründer des Germanischen Nationalmuseums, Hans Freiherr v. Aulseß, befand sich, was für uns seine besondere Bedeutung hat — wenigstens in Frankfurt —, unter der Zahl der Teilnehmer. Eingeladen waren alle Männer, „die sich der Pflege des deutschen Rechts, deutscher Geschichte und Sprache ergeben“.

In seinen eigenen Arbeiten hat Jakob Grimm, soviel ihn auch die Fragen deutscher Sprachforschung und deutscher Literaturgeschichte beschäftigten, altertums- und volkskundliche Studien in weitem Umfange getrieben. Schon am Anfange seiner wissenschaftlichen Laufbahn richtete er in seinem berühmten „Märchenbriefe“ seine Forschungen nicht nur auf Märchen, sondern daneben auch auf Sagen und Lieder, auf Schwänke, Puppenspiele, Bräuche, Rechtsgewohnheiten, Aberglauben und Sprichwörter. Mit seinem Buche über die deutschen Rechtsaltertümer hat er — wie Ludwig Uhland einmal sagte — „selbst in der Wissenschaft, die man sonst als eine trockene zu betrachten pflegt, im deutschen Rechte, den Goldfaden der Poesie gesponnen“. Über seine weiteren Pläne aber hat er sich in der Vorrede zu demselben Buche ausgesprochen, wenn er sagt: „Wird der schmale, langgewundene Steig, den ich hier eingeschlagen habe, der aber an stille Plätze führt und an steile Abhänge, von denen herunter unerwartete Aussicht ist, der Nachfolge wert erachtet, so will ich keine Tritte sparen, um ihn zugänglicher zu machen. An einigen Stellen möchte ich auch über die Grenze streifen und auf ähnliche Weise in besonderen Abhandlungen verarbeiten, was ich zu der Geschichte des heidnischen Glaubens, der Feste, Trachten, Bauart und Ackerbestellung der Deutschen gesammelt habe.“ Von diesen Plänen ist nur einer, der bezüglich des heidnischen Glaubens, in Grimms „Deutscher Mythologie“ zur Ausführung gekommen. Aber wieviel altertums-

und volkscundliche Anschauung nach unsern heutigen Begriffen lebt in ihrer Gesamtheit! Für Grimm flossen sie mit seinen andern Arbeiten alle zusammen in der einen großen Aufgabe der Deutschkunde.

Verheißungsvoll genug waren die Grundlagen, die Jakob Grimm für den weiteren Ausbau der deutschen Altertums- und Volkskunde gelegt hatte. Dennoch ist die Fortsetzung des Werkes nach ihm zeitweilig stark ins Stocken gekommen. Der große Philologe Karl Lachmann, dieser schon zu Grimms Zeiten, später Moriz Haupt, Wilhelm Scherer und deren Nachfolger, sie wandten sich fast alle entweder ausschließlich oder doch überwiegend der Erforschung der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte zu. Sie sorgten für zuverlässige textkritische Ausgaben der Schriftquellen, sie lieferten wissenschaftlich durchgearbeitete Wörterbücher, sie durchforschten die Sprache nach den verschiedenen Richtungen der Lautlehre, der Flexionslehre und der Syntax, und sie entwickelten dabei die zunehmend verfeinerte Arbeitsmethode, deren keine Philologie entbehren kann.

Ungeheuer wie die Arbeitsleistung war der Ertrag der Arbeit. Er kann nicht hoch genug und nicht dankbar genug eingeschätzt werden. Aber freilich: wer in die Tiefe arbeiten will, der kann nicht immer in gleichem Maße auch in die Breite sich ausdehnen. So verändert sich allmählich das Bild, das wir für die Zeiten Jakob Grimms kennengelernt haben. Die deutsche Geschichte, die deutsche Rechtsgeschichte, auch die inzwischen erstarkte deutsche Kunstgeschichte rundeten sich immer mehr zu in sich geschlossenen Wissenschaften mit eigenen Arbeitsmethoden ab. Das enge Band, das sie früher mit der Germanistik verbunden hatte, lockerte sich, so sehr auch der einzelne bestrebt sein mochte, die Ergebnisse der Nachbarwissenschaft sich zu eigen zu machen. Im eigenen Kreise der Germanistik aber bildeten Sprachforschung und Literaturgeschichte den stark betonten Mittelpunkt der Arbeit, um den die sogenannten Realien, die Stammeskunde, die Mythologie, die Volkskunde, mehr nur an der Peripherie sich herumlegten. Die Erforschung der Gegenstandskultur einschließlich der Geschichte der Technik,

also der Realien im eigentlichen Sinne, fiel dabei so gut wie ganz aus. Man überließ sie in zunehmendem Maße der Kunstgeschichte, obwohl sie auch da nur im Kreise der Hilfswissenschaften bearbeitet werden konnten, und obwohl die kunstwissenschaftlichen Methoden zu ihrer Behandlung nur zum Teil ausreichten.

Eine bewußte Pflege gegenstandsgeschichtlicher Forschung ist also nach Jakob Grimms Tode von den Germanisten nur noch ausnahmsweise geübt. Mustergültiges hat auf diesem Gebiet Wilhelm Wackernagel geleistet. Auch Karl Weinhold, dem wir gleich noch in anderem Zusammenhange begegnen werden, ist hier mit Dankbarkeit zu nennen. Als letzter unter den Verstorbenen gehört Moriz Heyne in diesen Kreis, der mit seinen leider unvollendeten „Deutschen Hausaltertümern“ altertumskundliche Aufgaben mit erneuter Kraft in Angriff nahm. Ein Teil seiner Schüler ist ihm auf diesen Wegen gefolgt. Ihnen fällt heute die Aufgabe zu, mit vermehrtem Eifer das nachzuholen, was zwei Gelehrten generationen infolge andersgearteter Zielsetzung zu tun übrig gelassen haben.

Wenn also der Weg der deutschen Altertumskunde, zeitweilig nur wenig betreten, erst in unsern Tagen sich wieder zu weiten beginnt, so dürfen wir im Vergleich dazu sagen, daß der Entwicklungsgang der deutschen Volkskunde sich erheblich günstiger gestaltet hat. Seit den Tagen der Romantik ist die Forschung über die Volksdichtung in Märchen, Sage und Lied, über den Volksglauben und über den volkstümlichen Brauch niemals erlahmt, und eine große Zahl landschaftlicher und zusammenfassender Sammlungen ist im Laufe des 19. Jahrhunderts in dieser Hinsicht von germanistischer Seite bereitgestellt. Ein Germanist, Rudolf Henning, hat im Anfang der 80er Jahre die Erforschung des volkstümlichen deutschen Hauses auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt, und dem Germanisten und Sprachvergleichler Ferdinand Justi verdanken wir das bis jetzt beste Werk über deutsche Bauerntrachten, das „Hessische Trachtenbuch“.

In den neunziger Jahren war es dann der schon einmal genannte Karl Weinhold, der in der von ihm begründeten

„Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ eine Sammelstätte volkskundlicher Arbeit schuf. Nach diesem Muster sind unter der Leitung von Germanisten in den beiden folgenden Jahrzehnten fast für alle deutschen Landschaften, ebenso auch für die Schweiz und für Österreich eigene volkskundliche Zeitschriften entstanden. Zusammenfassende Darstellungen der Volkskunde einzelner Landschaften und Volksstämme sind ihnen gefolgt, und eine vom Verbands deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebene und in den letzten Jahren von Eduard Hoffmann-Krayer vortrefflich zusammengestellte „Volkskundliche Bibliographie“ gibt alljährlich einen Überblick über die gesamte geleistete Arbeit.

Sowohl in bezug auf die Zahl der Mitarbeiter wie auf die Summe der wissenschaftlichen Ergebnisse ist es also um die deutsche Volkskunde erheblich günstiger bestellt, als um die deutsche Altertumskunde. In einer Beziehung aber liegen die Verhältnisse bei beiden durchaus gleich. Beide sind bis in die jüngste Zeit hinein in dem Fortgang ihrer Arbeiten lediglich angewiesen gewesen auf die besondere Neigung und auf die freiwillige, ich möchte sagen nebenamtliche Mitarbeit einzelner Forscher. Von Staats wegen ist bis in unsere Tage nichts für sie geschehen, und selbst die für jede Wissenschaft unentbehrliche Heranbildung des Nachwuchses hat man ganz dem Zufall überlassen. Erst Hamburg mit seiner jungen Universität hat den ersten eigenen Lehrstuhl für deutsche Altertums- und Volkskunde geschaffen. Dieser ist, wie ich schon sagte, auch heute noch einzig in seiner Art. Glücklicherweise aber beginnen sich jetzt die Zeichen dafür zu mehren, daß er nicht lange mehr der einzige bleiben wird. Ganz ohne ausdrückliche Vertretung sind unsere Fächer heute auch auf andern Hochschulen nicht mehr. Deutsche Altertumskunde wird jetzt von Museumsdirektoren als Honorarprofessoren gelesen in Bonn, Frankfurt a. M. und Zürich. Für deutsche Volkskunde ist außer der reichsdeutschen Grenzen vor kurzem ein Ordinariat an der deutschen Universität in Prag begründet. Innerhalb des Reiches wird sie vertreten durch eine Honorarprofessur in Freiburg i. Br., durch besondere Lehraufträge in Berlin, Jena, Marburg, Bonn und Köln.

Wir haben es also, wie aus dem Gesagten wohl deutlich hervorgeht, mit einer neuauftretenden Sonderdisziplin zu tun, mit einer jener Wissenschaften, bei denen das, was ihnen an Reiz des Alters gebricht, für ihre Vertreter reichlich aufgewogen wird durch die Freude, Jungland zu bestellen und von Grund aus neu aufbauen zu dürfen. Neuauftretende Wissenschaften aber haben allen Grund, nicht nur von ihrer kurzen Geschichte zu reden, sondern vor allem auch von dem, was ihren Inhalt ausmacht, von den Sonderaufgaben, durch die sie sich absetzen gegen die Nachbarwissenschaften, von den Erkenntnisquellen, die ihnen zur Verfügung stehen, und von den Mitteln, mit denen sie diese Quellen auszuschöpfen suchen. Auch ich will nunmehr in aller Kürze das Gleiche tun, und ich spreche dabei zuerst von der deutschen Altertumskunde.

Der Name „Deutsche Altertumskunde“ oder auch „Deutsche Altertumswissenschaft“ hat sich bis heute — und das ist recht unerfreulich — im wissenschaftlichen Sprachgebrauch noch nicht mit einem allgemein anerkannten und feststehenden Bedeutungsinhalt verbunden. Noch im Jahre 1921 hat der Senior der Klassischen Philologen Deutschlands, Wilamowitz-Moellendorf, auf dem Philologentage in Jena einen herrlichen Vortrag gehalten unter dem Titel: „Über die Zukunftsaufgaben der deutschen Altertumswissenschaft“, ohne daß es ihm dabei zum Bewußtsein kam, daß er nicht über deutsche Altertumswissenschaft, sondern über klassische Altertumswissenschaft in Deutschland sprach. Erst nachträglich für den Druck hat er den Titel geändert.

Wieder anders wird in vielen Germanistenkreisen, von denen wir uns hierin ebenfalls unterscheiden, der Name der „Deutschen Altertumskunde“ ausgelegt. Dort versteht man darunter die Geschichte und Kultur der deutschen Frühzeit, der germanischen Zeit Deutschlands in ihrem ganzen Umfange. Man nimmt dort also, ähnlich wie Wilamowitz, den Begriff zeitlich. In diesem Sinne haben Karl Müllenhoff und in neuerer Zeit Friedrich Kauffmann ihre bekannten Bücher unter dem Titel „Deutsche Altertumskunde“ geschrieben.

Wir hingegen nehmen den Begriff „Alttertumskunde“ nicht zeitlich, sondern sachlich, und wir verstehen demgemäß darunter die Kunde von den Alttertümern, von den Erscheinungen der Gegenstandskultur, soweit sie der Vergangenheit angehören und, will ich gleich hinzufügen, soweit sie für diese Vergangenheit typisch sind. Der Zusatz „deutsche“ Alttertumskunde gibt dann die nähere örtliche und zeitliche Bestimmung, insofern wir es einerseits mit den Denkmälern des Deutschtums in seiner ganzen Ausdehnung zu tun haben, andererseits dabei aber zeitlich erst einsetzen mit der Ausbildung einer selbständig gefärbten deutschen Kultur, d. h. in der Karolingerzeit. Die deutsche Alttertumskunde in diesem Sinne setzt also die Denkmälerforschung der deutschen Vorgeschichte, die sich mit den germanischen Verhältnissen und mit ihren Nachbarkulturen auf dem heutigen Boden Deutschlands befaßt, unmittelbar fort. Sie steht auf ihren Schultern, und sie hat ihr, besonders für die Beurteilung der frühmittelalterlichen Verhältnisse, täglich mehr zu danken. Dahingegen wird sie aber auch bei eigenem weiteren Ausbau immer mehr in der Lage sein, von sich aus der Vorgeschichte Anregungen und Förderungen zuteil werden zu lassen.

Mit den Denkmälern der deutschen Vergangenheit also hat es die deutsche Alttertumskunde zu tun. Darauf kommt es zunächst einmal vor allem an. Nun wird man aber mit Recht fragen: Beschäftigt sich mit den Denkmälern der deutschen Vergangenheit nicht auch seit Jahrzehnten schon die deutsche Kunstgeschichte? Hat sie ihre Arbeit nicht sehr gut gemacht? Was soll eine zweite auf den gleichen Stoff gerichtete Wissenschaft neben ihr? Darauf ist das Folgende zu antworten:

Auf den gleichen Stoff sind die Bestrebungen der deutschen Alttertumskunde und der deutschen Kunstgeschichte zwar vielfach gerichtet. Aber doch nur vielfach, nicht ganz! Und dann ist die Betrachtungsweise, auf die es bei jeder Wissenschaft mehr ankommt als auf den behandelten Stoff, eine andere. Und die andere Betrachtungsweise bedingt wieder andere Methoden der wissenschaftlichen Arbeit. Die deutsche Kunstgeschichte fragt wie jede Kunstwissenschaft überhaupt bei der Behandlung der

Denkmäler nach deren künstlerischer Form. Und je vollkommener diese Form durch die Schaffenskraft des Meisters gestaltet ist, um so wichtiger und wertvoller wird für ihre Betrachtungsweise das betreffende Denkmal. Die Kunstform ist für sie das Entscheidende. Nach Material und Technik und nach dem Zweck oder der sonstigen Bedeutung des Gegenstandes fragt sie — von ihrem Standpunkte aus mit Recht — nur, soweit dieselben für die Gestaltung der Kunstform irgendwie von Belang sind.

Die deutsche Altertumskunde hat eine ganz andere Fragestellung. Sie interessiert sich nicht — wie die Kunstgeschichte — nur für das in jedem Falle einzigartige künstlerische Denkmal, sondern schlechthin für jeden Gegenstand, der über irgendein Teilgebiet der deutschen Vergangenheitskultur eine Auskunft, und zwar eine gemeingültige Auskunft zu geben vermag. Sie interessiert sich — hierin der Völkerkunde gleich — zunächst für das Typische der Erscheinungen. Sie fragt vor allem nach ihrer Bedeutung, in erster Linie nach ihrem Gebrauchszweck. Die wissenschaftliche Einstellung unterscheidet sich also grundsätzlich von derjenigen der Kunstgeschichte. So stellt sich die deutsche Altertumskunde selbständig neben die deutsche Kunstgeschichte, die sie als eine ihrer nächsten Nachbarwissenschaften betrachtet. Sie will ihr nichts nehmen, und sie will noch weniger ihre großen Verdienste schmälern. Im Gegenteil, sie wird ihr für viele geleistete Vorarbeit und für höchst wertvolle Hilfe dauernd dankbar bleiben. Wie aber die deutsche Altertumskunde auf der einen Seite sich anlehnt an die deutsche Kunstgeschichte, so lehnt sie sich auf den andern Seiten an die deutsche Geschichtswissenschaft und an die deutsche Sprachforschung und Literaturgeschichte. Darauf werden wir später noch einmal kurz zurückkommen.

Vorher aber lassen Sie uns, nachdem wir vorhin das Gesamtgebiet unserer Wissenschaft als das der Realienkunde deutscher Vergangenheit umschrieben haben, einen flüchtigen Blick auf die einzelnen Unterabteilungen richten, die sich dabei ergeben. Ich sagte schon einmal: die deutsche Altertumskunde

fragt nach der Bedeutung, in erster Linie nach dem Gebrauchszweck der Gegenstände. Dieser entscheidende Gesichtspunkt bestimmt demnach auch ihre Einteilung. Als Hauptgruppen ergeben sich dabei: Altertümer des Hauses und der Hausausstattung, Altertümer der Kleidung, Altertümer des geselligen Lebens sowie solche des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels und des Verkehrs, ferner wissenschaftliche Altertümer, Kriegsaltertümer, Altertümer des bürgerlichen Rechts und des Strafrechts, Altertümer des Staates, der Gemeinden und der Genossenschaften, endlich noch die kirchlichen Altertümer.

Der ganze Umkreis der gegenständlichen Kultur wird damit umspannt. Man sieht aber auch, in wie viele selbständig entwickelte Wissensgebiete die Interessen der Altertumskunde damit hineinreichen. Wir maßen uns nicht an, jeder einzelnen dieser Wissenschaften in allen Fällen etwas Neues sagen zu können. Viele von ihnen haben in ihrem eigenen Kreise Vortreffliches geleistet. Die Kunstwissenschaft hat über die Geschichte des Hauses und des Hausrates gehandelt, und die Handels- und Gewerbegeschichte hat ihre zugehörigen Denkmäler erforscht. Die Vertreter der sogenannten historischen Hilfswissenschaften haben sich mit Wappen, Siegeln und Münzen, mit Maßen und Gewichten und mit dem älteren Schriftwesen befaßt. Physiker und Astronomen, Chirurgen, Chemiker und Pharmazeuten haben die älteren wissenschaftlichen Instrumente erforscht. Die Vertreter der Kriegswissenschaften haben die Geschichte der Kriegsaltertümer, die Rechtshistoriker die der Straftaltertümer dargestellt. Und die kirchlichen Altertümer sind besonders von den Gelehrten der mittelalterlichen Theologie in vielen vortrefflichen Untersuchungen gedeutet worden. Aber sollte es nicht dennoch verdienstvoll sein, das, was dort meist nur unter dem Begriffe der Hilfswissenschaften geschehen ist, nun um seiner selbst willen fortzusetzen? Müssen nicht notwendigerweise neue Erkenntnisse gewonnen werden, wenn wir das von so verschiedenen Seiten und in so verschiedener Weise Behandelte unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen suchen? Und kommt nicht dabei in Forschung und Lehre die beglückende

Gemeinschaft der Wissenschaften, die *universitas literarum*, ganz besonders stark zum Bewußtsein?

Ebenso wie hier aber liegen die Dinge noch auf einem andern Gebiete, das wir ebenfalls zu dem Bereiche der deutschen Altertumskunde rechnen. Die Bedeutung von Gegenständen oder von Gegenstandsbildern ist nicht in allen Fällen allein mit der Erklärung des Gebrauchszweckes ausgeschöpft. Es gibt daneben oft noch eine andere, eine übersinnliche Bedeutung, die sich auf ganz bestimmte, mit dem betreffenden Gegenstande fest verbundene Anschauungen gründet. Hierhin gehört vor allem das weite Gebiet von Symbolik und Allegorie. Auch dieses ist seit Jahrzehnten von Germanisten, Rechtsgelehrten, Theologen und Kunsthistorikern in Bearbeitung genommen, mehrfach sogar mit fast abschließendem Erfolge. Aber es geschah doch immer nur auf gewissen Teilgebieten. Der deutschen Altertumskunde fällt die Aufgabe zu, hier zusammenzufassen und zu ergänzen. Sie wird vor allen Dingen auch die Geschichte der außerkirchlichen, d. h. der weltlichen Ikonographie mit ihrer Symbolik und Allegorie darzustellen haben, für deren Bearbeitung heute — abgesehen von ihren rechtsgeschichtlichen Teilen — noch so gut wie alles fehlt.

Über die Quellen, die der deutschen Altertumskunde zur Erfüllung dieser verschiedenen Aufgaben zur Verfügung stehen, will ich hier nur wenig sagen. Am wichtigsten unter ihnen sind immer die Gegenstände selbst, soweit sich solche erhalten haben. Sehr viel weniger zuverlässig sind die Bildquellen, und bedauerlicherweise verlieren sie — das liegt in der Wesensart der mittelalterlichen Kunst begründet — um so mehr an dokumentarischem Wert, je älter sie sind. Aber damit ist der Vorrat noch nicht erschöpft. Die Sprachquellen, d. h. der deutsche Wortschatz nach der Seite der Bedeutungsentwicklung, schließen sich an. Endlich kommen dazu noch die Schriftquellen, unter denen wieder die mehr nüchternen Geschichtswerke sich zuverlässiger erweisen als die mit künstlerischer Phantasie ausgestalteten Dichtungen. Ausdrücklich will ich auch, zumal in unserer Zeit, in der die Fragen des „Deutschen Gymnasiums“

und des vertieftesten deutschkundlichen Unterrichts so viel besprochen werden, darauf hinweisen, welche ungeheure Bedeutung im Rahmen der mittelalterlichen Schriftquellen Deutschlands den lateinischen Werken zukommt. Deutsche Altertumskunde kann niemand ohne Latein treiben. Es würde deshalb auch für den Deutschunterricht ganz gewiß nicht schaden, wenn es heute noch wie im Mittelalter zu den Obliegenheiten des Rektors gehörte, die Studierenden ad latinisandum anzuhalten, womit ich freilich nicht befürworten will, daß er auch wie damals Übertretungen durch Deutschreden, durch theutonizare, zu strafen haben sollte.

Wie über die genannten Quellen selber, so fasse ich mich auch kurz über die Art ihrer wissenschaftlichen Behandlung.

In bezug auf Denkmäler und Bildwerke sahen wir schon, daß die Altertumskunde der formgeschichtlichen und stilkritischen Methode der Kunstwissenschaft ihre eigene Betrachtungsweise entgegensezt. In bezug auf Sprach- und Schriftquellen ist sie durchaus an die philologische Behandlung gebunden. So erklärt es sich nicht nur sachlich in Rücksicht auf die gleichen Quellen, sondern auch methodisch in Rücksicht auf die gleiche Behandlungsweise, weshalb ich früher gesagt habe, daß die deutsche Altertumskunde neben der deutschen Kunstwissenschaft die deutsche Geschichte und die deutsche Sprach- und Literaturgeschichte zu ihren nächsten Hilfswissenschaften zählt. Auch die Geschichte der Technologie, die ich bis jetzt nur kurz erwähnte, gehört aus den gleichen Gründen in diesen Kreis.

Ich kann das alles hier nur andeuten. Eines aber dürfte aus dem Gesagten doch hinreichend hervorgehen. Je mehr es der deutschen Altertumskunde gelingt, ihre Aufgaben zu lösen, um so tiefer werden wir eindringen in die Kenntnis der Kultur, in das Verständnis von Denken und Handeln in der Vergangenheit unseres eigenen Volkes. Nehmen wir nur ein Beispiel! Nehmen Sie das gegenständlich Umfassendste, was es gibt! Nehmen Sie das Weltall selber! Wer jemals eine mittelalterliche Darstellung des Weltalls gesehen und verstanden hat, mit ihrem System von konzentrischen Kreisen, die Erde in der Mitte,

um sie herum die Kreise von Wasser, Luft und Feuer, dann der Planeten, zuletzt der Fixsterne, dem wird die seit Ptolemäus durch vierzehn Jahrhunderte des Mittelalters herrschende geozentrische Vorstellung vom Weltall auch in ihren wichtigsten Einzelheiten immer geläufig bleiben. Der wird auch erst voll begreifen, weshalb Kopernikus, der geniale Begründer des neuzeitlichen heliozentrischen Prinzips, im 16. Jahrhundert sagen konnte: „Durch keine andere Anordnung habe ich eine so bewunderungswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron gesetzt!“ —

Wenn ich so bei der Besprechung der deutschen Altertumskunde etwas länger verweilt habe, so geschah es, weil der Umfang und die Arbeitsweise derselben bisher noch wenig klar gestellt sind. Wesentlich kürzer kann ich mich fassen in bezug auf die deutsche Volkskunde. Ihre Aufgabe liegt fest. Allerdings ist es auch hier noch nicht völlig gelungen, diese Aufgabe auf eine allgemein anerkannte Formel zu bringen. Ich selbst habe die Formulierung einmal so versucht, daß ich sagte: „Volkskunde will ein Spiegel des Volkslebens sein. Sie will das Leben des Volkes schildern, wie es ist. Sie will feststellen, seit wann es so ist, und sie will zu ergründen suchen, warum es so ist.“ An dieser Fassung halte ich auch heute noch fest. Aber sie ist von manchen Gelehrten beanstandet. Man hat darüber geklagt, auf diese Weise werde der Volkskunde der ihr von anderer Seite entwickelte Charakter einer rein psychologischen Wissenschaft genommen. Ich gebe das zu. Aber es ist nichts daran zu ändern, solange man überhaupt bereit ist, auch die Behandlung der volkstümlichen Gegenstandskultur mit in die Aufgaben der Volkskunde einzubeziehen. Eine psychologische Wissenschaft ist die deutsche Volkskunde allerdings zum Teil, insofern sie die Grundzüge der deutschen Volksseele feststellen und in ihren Äußerungen darlegen will. Der Volksglaube und die volkstümliche Ausdrucksweise und Dichtung, in mancher

Hinsicht auch die Sitte, bieten dafür die Unterlagen. Daneben aber kommt für die Volkskunde auch die Stammeskunde in Betracht mit ihren rein körperlichen Merkmalen, mit ihren geographischen Ausdehnungsbezirken und mit den geschichtlichen Verschiebungen dieser Bezirke. Ebenso gehören die äußeren Lebensformen zu dem volkskundlichen Arbeitsgebiet, als Siedlung und Bauweise, Tracht und Gerät mit all ihren Abhängigkeiten von Klima und Landschaft und von den jeweilig verfügbaren Rohstoffen. Alle diese Fragen aber liegen außerhalb des Psychologischen.

Es bleibt also dabei: in der Breitenausdehnung umfaßt die Volkskunde das gesamte Gebiet des volkstümlichen Lebens, nicht nur dessen psychologische Seite. Nach der Tiefe aber sucht sie seine einzelnen Erscheinungen, die zum weitaus überwiegenden Teile Niederschläge einer älteren Kultur sind, historisch zu verankern. Nur so können die Entwicklungslinien und die kausalen Zusammenhänge erkannt werden.

Wie weit es nun dem einzelnen Forscher jemals gelingen wird, das ganze Gebiet der Volkskunde mit allen seinen Teilen vollkommen zu beherrschen, das steht dahin. Je nach Veranlagung und Studiengang wird der eine mehr die geistige Seite der Volkskunde betonen, der andere mehr die gegenständliche. Für mich ist das letztere der Fall. Für mich ist die Verbindung der Volkskunde mit der Altertumskunde die natürliche.

Nehmen wir die Erforschung der Gegenstandskultur selber voraus, mit ihren Beziehungen einerseits auf das heutige volkstümliche Leben, anderseits auf die Verhältnisse der Vergangenheit, so liegt dabei das Zusammenfließen volkskundlicher und altertumskundlicher Arbeit ohne weiteres auf der Hand. Aber die Altertumskunde reicht auch sonst weit in volkskundliches Gebiet hinein. Lassen Sie uns in dieser Hinsicht unsern Blick zunächst einmal auf den Bereich der Sitte werfen.

Die Entwicklung der Sitte — ich verstehe darunter hier nicht die Sittlichkeit, sondern die Gesamtheit der volkstümlichen Bräuche — erfolgt gewiß nach ihren eigenen Gesetzen. Sie entsteht aus verschiedenartigen Quellen. Aber eine dieser Quellen

ist die Gegenstandskultur. Auch Sachen und Sitten bedingen einander. Die Sitte läßt Sachen neu entstehen und bestimmt ihre Form. Andererseits führen vorhandene Sachen auch zur Ausbildung neuer Sitten. Darum erklären sich auch Altertumskunde und Sittengeschichte gegenseitig. Eins ohne das andere kann gar nicht oder zum mindesten nur sehr unvollkommen bestehen.

Man darf deshalb mit aller Bestimmtheit sagen, daß wir nur darum eine wissenschaftlich brauchbare Darstellung der deutschen Sittengeschichte bis auf den heutigen Tag noch nicht besitzen, weil die deutsche Altertumskunde so lange unentwickelt geblieben ist.

Inhaltlich also durchdringen sich beide. Methodisch halten wir sie dennoch — um der Klarheit der Fragestellung willen — auseinander. Merkwürdigerweise tut das die klassische Archäologie für ihre Gebiete bis auf den heutigen Tag noch nicht. Ich glaube nicht, daß ihr das vorteilhaft ist. Kant sagt einmal: „Es ist von der äußersten Erheblichkeit, Erkenntnisse, die ihrer Gattung und Ursprung nach von andern unterschieden sind, zu isolieren und sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht mit andern, mit welchen sie im Gebrauch gewöhnlich verbunden sind, in ein Gemisch zusammenfließen. Was Chemiker beim Scheiden der Materie, was Mathematiker in ihrer reinen Größenlehre tun, das liegt noch weit mehr dem Philosophen ob, damit er den Anteil, den eine besondere Art der Erkenntnis am herum-schweifenden Verstandesgebrauch hat, ihren eigenen Wert und Einfluß sicher bestimmen könne.“ Das war sehr vernünftig und sehr praktisch gesprochen. Wir wollen es uns für eine getrennte Behandlung von Sachen und Sitten merken, so sehr auch beide sich gegenseitig beeinflussen mögen.

An letzter Stelle muß ich nun noch von einer dritten Form sprechen, in der die Altertumskunde hineinragt in die Volkskunde. Sie betrifft das Gebiet der Sage. Diese — das heißt die Sage — knüpft sich bekanntlich nicht nur an einzelne Persönlichkeiten, an Götter und Helden. Sie hängt auch an Örtlichkeiten und an einzelnen Denkmälern. Und eben hier ist der Punkt, wo Sagenforschung und Altertumskunde sich in

vielen Fällen verbinden. Ich will das noch einmal an einem Beispiel klarlegen.

Eine der bekanntesten mitteldeutschen Sagen ist die von dem Comes bigamus, wie die lateinischen Quellen ihn nennen, von dem Grafen von Gleichen mit den zwei Frauen, von dem Manne, der die Gefährtin seiner Jugend, die Mutter seiner Kinder nicht lassen will, und der doch gefangen wird von dem bezaubernden Liebreiz einer andern. Unter den älteren Schriftstellern, die näheres über diese Sage berichten, befindet sich auch Johannes Manlius, ein Schüler Melanchthons. Der erzählt in seinem Buche „Locorum communium collectanea“ das Folgende:

Ein Graf von Gleichen zieht in das Morgenland. Dort wird er gefangengenommen, und Knechtesdienste sind sein Los. Lustwandelnd findet ihn so die Sultanstochter. Sie entbrennt in Liebe zu ihm, und sie bietet ihm die Freiheit, wenn er sie als sein Weib mit sich nehmen wolle. Da spricht er ihr von Frau und Kindern daheim. Aber sie schlägt seine Bedenken nieder: der Mann im Abendlande könne doch ebenso gut zwei Frauen haben, wie der des Morgenlandes. So befreit sie ihn, und sie ziehen zusammen über das Meer. In Venedig empfängt sie des Grafen Hausmeister, der hier getreulich auf ihn gewartet hat. Durch ihn erhält er neue Kunde von Frau und Kindern, und er schickt ihn voraus in die Heimat. Selber aber zieht er mit der Türkin nach Rom zum Papst, der ihm milde die Schuld der Doppellehe verzeiht. So geht es fröhlich heim in deutsches Land, und die Gräfin ist milde, wie der Papst es war. In goldener Eintracht leben beide Frauen künftig an des Gatten Seite. Gott aber fügte es, daß nur der Deutschen Nachkommenschaft geschenkt wurde, die die Türkin mit ihr zusammen in gleicher Liebe erzog.

Schlicht und einfach wie eine Wundergeschichte wird uns das alles erzählt. Von den ungeheuren Erschütterungen in den Herzen der Beteiligten verlautet kein Wort. Bei dem Grafen hören wir nichts von einem ersten starken Versuch, sich loszureißen, und wie er sich so groß dabei dünkte. Nichts von

dem allmählichen Erlahmen seiner Kraft, und wie er sich endlich windet in hilflosem Unterliegen. Keine Rede ist davon, wie das junge Weib, im Bewußtsein des eigenen Wertes, sich an Körper und Sinnen zu immer blühenderer Schönheit entwickelt. Die Sage spricht auch nicht von dem Zwiespalt in der Seele der Frau, die den verlorenen Gatten wiedergewinnt um den Preis, das Unrecht an ihn künftig mit einer andern teilen zu müssen.

Man soll darum nicht glauben, daß der Begriff des geteilten Herzens dem Mittelalter fremd gewesen sei. Wir kennen schon aus dem 14. Jahrhundert eine nordfranzösische Seidenstickerei, auf der zwei Frauen mit einer Säge, die sie hin und her ziehen, ein Herz in zwei Teile schneiden. Die Sage geht diesem Problem nicht nach. Sie verzichtet darauf, die Glaubwürdigkeit ihrer Erzählung mit inneren, mit psychologischen Gründen zu erhärten. Sie stützt sich auf ganz andere Grundlagen. Im Dom zu Erfurt steht noch heute ein Denkmal, das alles erklärt. Dort findet sich ein Grabstein des 13. Jahrhunderts, auf dem ein Graf von Gleichen mit seinen beiden Frauen dargestellt ist. Dieser Stein ist es, der später als so unumstößliches Zeugnis für die Glaubwürdigkeit der Sage galt, daß sie eben deshalb auf jede weitere psychologische Begründung verzichten konnte.

Hier aber greift die Altertumskunde ein. Sie stellt fest, daß der Grabstein zwar den ursprünglichen Keim der Sage bildet, nicht aber deren historische Richtigkeit bezeugt. Eine volkstümlich falsche Deutung der Darstellung hat die Sage erst entstehen lassen. Der Graf hatte die zu seinen Seiten stehenden zwei Frauen nicht neben einander, sondern nach einander. Ähnliche Grabsteinbilder sind uns auch sonst bekannt, vielleicht als schönstes unter ihnen das in der Kirche zu Bertheim a. M., auf dem der im Jahre 1408 verstorbene Graf Johann von Bertheim inmitten seiner beiden Frauen dargestellt ist.

Die Altertumskunde also legt, wie hier, so auch in manchen andern Fällen, das von der Sage gesponnene Gewebe wieder

in seine einzelnen Fäden auseinander. So wird sie auch der Sagenforschung zur getreuen Genossin, und auch darin liegt ein Beweis für die Tatsache, daß derjenige, der von altertumskundlicher Arbeit ausgeht, auch in sehr vieler Hinsicht für volkswundliche Forschung den notwendigen festen Boden unter den Füßen hat. Von hier aus mag er sich dann auch über die weiteren Bezirke der Volkskunde nach Belieben ausbreiten. —

Ich komme zum Schluß. Von meiner Wissenschaft und von meiner Stellung zu ihr und in ihr, von meiner Forschung habe ich Rechenschaft abgelegt. Lassen Sie mich nun auch noch einiges von meiner Lehre und von meinem Verhältnis zu den Studierenden sagen. Seit dem Altertum sind wir gewohnt, das Fortleuchten der lodernden Flamme der Wissenschaft von Geschlecht zu Geschlecht unter dem Bilde des Fackellaufs zu fassen. „Alles kommt und geht nur, um sich zu ergänzen. In rascher Folge erneuern sich die Generationen immer wieder und reichen die Fackel eine der andern weiter, wie die Läufer im Fackellauf.“ So sagt Lukrez. Der Humanismus hat die Vorstellung wieder aufgenommen, und in unserer Zeit hat sie Sascha Schneider in der Vorhalle des Universitätsgebäudes zu Jena in großen Gestalten zur Darstellung gebracht. Das Mittelalter hatte ein anderes Bild. Es schuf die Allegorie des Glücksrades mit vier Gestalten, von denen eine zu oberst auf einem Throne sitzt, eine links hinauffsteigt und eine rechts hinabgleitet, die vierte aber unter dem Rade liegt. Und auf diese Allegorie übertrug es dann auch die Darstellung der Lebensalter. So entstand das Bild des Lebensrades, und eben dieses ist es, was ich im Sinne habe. Mahnend soll es mir — nicht nur in meiner Rektoratszeit, sondern auch sonst — vor dem geistigen Auge stehen und mich antreiben, beizeiten dem jüngeren Geschlechte das weiterzugeben, was mir nach ernster Arbeit als die Wahrheit erschienen ist. Möchte es möglichst oft die Wahrheit selber sein!

Über den akademischen Kreis hinaus will ich aber zuletzt noch ein Wort zu allen unsern hamburgischen Mitbürgern sprechen. Im Jahre 1759 schreibt einmal ein sehr aufmerksamer Beobachter

der hamburgischen Verhältnisse, der Sachsen-Gothaische Oberamtshauptmann, Hof- und Konsistorialrat Christian Ludwig von Griesheim, in seinem Buche über Hamburg:

„Ein Handelsort muß auch die Wissenschaften bewillkommen, sonst verwildert er in seinen Sitten, sein Verstand und Geist wird nicht aufgeräumt, nicht lebhaft; zu dem Ende unterhält er schöne Schulanstalten, Bibliotheken, Buchladen und Druckereien. Hamburg ist hierin in Umständen, so auf deutschem Boden, nicht aber auswärts, in der dritten, wo nicht in der zweiten Klasse zu stellen sind. Ich verfare unparteiisch. Hamburg ist nicht Jena, Leipzig und Halle; Hamburg ist nicht Berlin usw. Es kann aber bald in die zweite Klasse kommen.“ — Diese Worte des Herrn von Griesheim haben sich inzwischen mehr als bewahrheitet. Hamburg hat nicht nur die zweite Klasse erreicht. Durch den Ausbau seiner Bildungsanstalten, durch die Begründung der Universität ist es in die erste Klasse eingerückt. Dennoch gedenken wir auch heute noch jener Worte, und es ist ganz besonders unser Wunsch, daß der Einleitungssatz: „Ein Handelsort muß auch die Wissenschaften bewillkommen“, sich immer mehr in der Gedankenwelt unserer Mitbürger festsetzen möge, daß die Universität immer mehr als eine der Lebensnotwendigkeiten Hamburgs empfunden werde.

Die Universität wird mit ihrem Danke nicht sparsam sein. Sie wird nicht nur die Wissenschaften, die den Interessen der Handelsstadt unmittelbar am nächsten liegen, die Wissenschaften des Wirtschaftslebens und der Überseeverhältnisse in besondere Pflege nehmen, und sie legt auf sie heute schon einen bewußten Nachdruck, sondern sie wird darüber hinaus, zumal in dieser Prüfungs- und Leidenszeit des deutschen Volkes, als getreue Hüterin auch aller andern geistigen Güter nach besten Kräften mithelfen an dem kulturellen Wiederaufbau Hamburgs und des gesamten deutschen Vaterlandes.

Die Wahrheit, die unveränderlich und ewig ist, sie gehört allen Völkern dieser Erde gemeinsam. Heimatliebe und Vaterlandsliebe sind das besondere Eigentum jeder einzelnen Nation. Die Hamburgische Universität will dem Allgemeinen ebenso dienen

wie dem Besonderen. Ihre Ziele sind gut. Und wie ihre Ziele gut sind, so möge auch ihre Zukunft eine gute und glückliche sein. In diesem Wunsche vereinigen wir uns heute aufs neue. Und so sprechen wir aus vollem Herzen:

Die Hamburgische Universität, sie blühe,
wachse und gedeihe!